

## II. Kindheit in New York 1875-1881

Sind meine Bogotaer Erinnerungen vereinzelt und vielfach verschwommen, so drängen sich meine New Yorker Erinnerungen so, dass ich sie zeitlich manchmal schwer auseinander halten kann. Sie schliessen sich aber zu einem lebendigen Gesamtbild zusammen. Es ist das Bild von New York der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es trug damals mehr Züge, die in die Vergangenheit, als solche, die in die Zukunft wiesen. Das Rathaus war im englischen Kolonialstil gebaut und die Hauptwohngebiete erinnerten an Neu-Amsterdam, wie New York ja einst hiess. Das normale Wohnhaus in der besseren Gegend war das schmalbrüstige holländische Stadthaus, bei dem allerdings der Sandstein – der echte oder nachgemachte – eine grosse Rolle spielte. Natürlich gab es neben dem „Brownstonehouse“ viele Gebäude, die weder an die englische noch an die holländische Zeit erinnerten. Ich wüsste aber – ausser Kirchen – nur zwei mit architektonischen Ansprüchen. Das eine war der marmorne Häuserblock des grossen Warenhauses von A.T.Stuart, dessen reicher Gründer noch nach seinem Tode die Aufmerksamkeit dorthin auf sich zog, dass seine Leiche aus seinem üppigen Grabgewölbe auf dem alten Trinity-Kirchhof am belebtestem Teil des Broadway und zur Zeit des Stärksten Tagesverkehrs zu frechen Erpressungsversuchen gestohlen wurde. Das zweite wurde erst während unseres Aufenthaltes fertig. Es war das einzige grosse bundesstaatliche Gebäude in der Stadt: das Postgebäude, das mir mein Vater mit den Worten zeigte, es gebe in Deutschland, wo damals Postminister Stephan seine Bautätigkeit noch nicht entfaltet hatte, kein Postgebäude so stattlicher Art. Hatten Wohnhäuser in vielen Strassen den holländischen Typus bewahrt, so erinnerten die Strassen sonst nicht an Holland; es gab keine Kanäle und nur einige Strassen mit Bäumen. Auch die grossen Flüsse, welche die schmale Insel, auf der New York liegt, umfliessen, spielten im Bilde der Stadt damals keine Rolle.

Als wir nach New York kamen, fing man dort gerade an, sich aus der langen Lähmung, die der Bürgerkrieg mit sich gebracht hatte, wieder aufzuraffen. Die Ausdehnung der Stadt auf der langen schmalen Insel hatte eine Beschleunigung des Stadtverkehrs zu einem dringendem Bedürfnis werden lassen. Darum wurden auf eisernen Gerüsten über dem Fahrdamm einiger der Hauptstrassen, welche die Stadt von Süden nach Norden durchziehen, Hochbahnen mit Dampftrieb gebaut, die der Verkehrsnot zwar abhalfen, aber zugleich auch für die Anwohner und das Strassenpublikum grosse Unannehmlichkeiten mit sich brachten. Auch der eigentliche Strassenverkehr veränderte das Bild, indem an die Stelle der Pferdebahn in schneller Entwicklung die raschere und saubere elektrische Bahn trat. Grösseren Eindruck machte auf uns Kinder, als im Madison Square die ersten von Edison erfundenen Bogenlampen auf Masten von ausserordentlicher Höhe, die dem Schatten ihre Scheu machende Wirkung auf die Pferde nehmen sollte, eine bisher unbekannte künstliche Lichtfülle ausstrahlten. Praktisch aber spielte die grosse Rolle eine Einrichtung, die „buglar's alarm“ genannt wurde. Sie war eine Art Vorläufer des Telephons. Man konnte durch sie Privatpolizisten und die Feuerehr zur Hilfe herbeirufen und – was praktisch am wichtigsten war, sich jederzeit einen uniformierten Jungen zu Aufträgen mannigfachster Art kommen lassen. Der Dienst arbeitete vortrefflich. Meine Mutter hätte den schwierigen Haushalt ohne den „Messenger boy“ garnicht führen können. Vielleicht ist durch diese

Einrichtung die Einführung des Fernsprechers in der Stadt New York verzögert worden. Ich kann mich nicht erinnern, ihn dort in meiner Kindheit erlebt zu haben. Wohl aber erinnere ich mich, dass mein Vater mit uns beiden Jungen eines Tages ein düsteres kleines Lokal aufgesucht hat, um Edisons neueste Erfindung, die „Sprechmaschine“, kennen zu lernen. Sie rezitierte ein bekanntes Gedicht von Longfellow. Die Sprache war quäkig; das Ganze machte aber grossen Eindruck auf uns. Wir bekamen zur Erinnerung einen Teil der staniolartigen Metallstreifens, von dem das Gedicht übertragen worden war. Mein Vater sagte, wir sollten diesen Besuch nicht vergessen; die neue Erfindung, die mechanische Wiedergabe der menschlichen Stimme, werde einst in unserem Leben tief eingreifen.

Auch auf anderem als technischem Gebiet gab es damals Neuerungen. Die Aufstellung der riesigen Freiheitsstatue, welche Frankreich seiner grossen Schwester-Republik für den New Yorker Hafen schenkte, haben wir als Kinder zwar nicht mehr erlebt. Da ihre Herstellung auf Schwierigkeiten stiess, sandten die Franzosen kluger Weise den Arm mit der Fackel voraus, er wurde auf einem Postament in Madison Square aufgestellt und von mir noch mehr als die neuen Bogenlampen bestaunt. Noch interessanter war die Ankunft der für den „Central Park“ bestimmte „Nadel der Kleopatra“. Der Transport des fälschlich so genannten Obeliskens, der zum Ruhme des „Welteroberers“ Thutmosis III einst in seiner Hauptstadt Heliopolis errichtet worden war, machte beträchtliche Schwierigkeiten. Wir sahen, wie der Leib des Schiffes, in dem er angekommen war, aufgeschnitten wurde, um den darin liegenden Riesen herauszuholen. Er hatte für die New Yorker Jugend einen überlegenen Konkurrenten in dem Riesenelefanten „Jumbo“, der durch Stassenspaziergänge sich zeitweise eine grosse Popularität zu gewinnen wusste.

Die Hauptwandlung, die wir in New York erlebten, war das ausserordentliche Anwachsen der Stadt infolge der immer zunehmenden Einwanderung. Immer weiter schob sich die Bevölkerung die schmale Insel hinauf. In diese Bewegung wurden auch wir hineingerissen. Bei unserer Ankunft stiegen wir in einem Hotel nicht weit von der 14. Strasse ab; ich erinnere mich nur, dass ich staunend immer den riesigen Verkehr betrachtete, der für mich etwas Unbegreifliches hatte. Von dort zogen wir bald in die stillere 36. Strasse. Von diesem unserem ersten Haus in New York ist mir im Gedächtnis nur haften geblieben, dass es auf seiner Rückseite, wie eine ganze Anzahl von Häusern in derselben Strasse, an mehreren Drähten vier Stockwerke hoch, mit üppigen Glyzinien bewachsen war, wie ich sie anderswo nie so gesehen habe. Wir mussten von dort immer mit unserer guten Margarethe, die uns schon nach Bogota begleitet hatte, im Park der 42. Strasse, wo damals noch die grossen Reservoirs waren, aus denen die Stadt mit Wasser versorgt wurde, spazierengehen, was für meine Bewegungslust und Neugier zu einer immer grösseren Qual wurde.

Es wurde anders, als wir nach kurzer Zeit in ein Haus in der 49. Strasse übersiedelten. Das war damals die beliebteste Wohngegend. Nicht weit von uns waren in der vornehmsten Strasse New Yorks, der fünften Avenue, die beiden stattlichen Wohnhäuser von Cornelius Vanderbilt, der als Kapitän mit der Einrichtung eines regelmässigen Fähre-Verkehrs zwischen New York und der Schönsten Insel in seinem Hafen, Staaten Island, begonnen hatte und zum ersten grossen Eisenbahnmann in den Vereinigten Staaten emporstieg. Ferner lag nur zwei Strassenblocks von uns entfernt, die höchste Bildungsanstalt der Stadt, das später zur Universität erhobene Columbia College, zu dessen Schülern ich mit Ehrfurcht empor sah und dem ich später als Professor angehören sollte.

Wichtiger war – und auch wohl ein Hauptgrund für unseren Umzug – dass hier leicht erreichbar die Privatschule von Dr. Sachs war. Eine solche Schule unterschied sich von den allgemeinen Gemeindeschulen dadurch, dass das hohe Schulgeld eine gewisse Auswahl der Schüler zur Folge hatte; im Lehrplan war ein nennenswerter Unterschied nicht vorhanden. Beide Schularten verfolgten vielmehr das Ziel, im demokratischen Einwanderungsland eine gewisse Gleichheit in der Bildung und Amerikanisierung zu erreichen. Vom Ausland erfuhr man wenig; in Erdkunde und Geschichte stand Amerika und insbesondere die nordamerikanische Union einseitig im Vordergrund und mit ihnen verband sich eine Art Bürgerkunde, die den Schüler zu einem verständnisvollen Zeitungsleser zu machen suchte. Hauptsächlich durch die Schule erlangten wir Jungens bessere Kenntnis in der englischen Sprache. Sie hätten eigentlich die Voraussetzung für unsere Aufnahme bilden müssen. Wir hatten aus englischen Kinderbüchern allerhand aufgepickt und Vokabeln sowie kleine englische Gedichte bei meiner Mutter gelernt. An weiteren englischen Unterricht kann ich mich nicht erinnern. In der Schule hatten wir daher erhebliche sprachliche Schwierigkeiten, besonders ich, da wir Brüder zwar wie Zwillinge bisher aufgewachsen waren, in der Schule aber zu meinem Kummer von einander getrennt wurden, indem Fritz in die unterste und ich in die mittlere der drei Schulklassen kam. Da es sich in meiner Klasse zum grossen Teil um eine Fortsetzung des Anfangsunterrichts handelte, kamen bei mir zu den sprachlichen auch sachliche Schwierigkeiten. Denke ich an diese Schulzeit zurück, so überwiegen unerfreuliche Erinnerungen. Eine Ausnahme bildet der Geschichtsunterricht. Allerdings, soweit er Europa betraf, konnte ich mich nicht in ihm zurechtfinden; weitaus im Vordergrund aber stand die Geschichte der Vereinigten Staaten. Sie knüpften an Vorstellungen an, die durch Lederstrumpf im Knaben geweckt zu werden pflegen, stellte deutlich eine aufsteigende Linie der Entwicklung dar, und hat eine übersehbare Schar grosser Männer, für die in jugendlichem Geist leicht Begeisterung geweckt werden kann. Ihrem Erziehungswert ist es mit zu danken, dass die zweite Generation der Einwanderer in den Vereinigten Staaten sich bereits als Amerikaner fühlt. Trotz des Geschichtsunterrichts hat die New Yorker Schule, wie mir heute scheint, eine wichtige Rolle für mich nicht gespielt. Ich empfinde aber noch die Ungeduld, mit der ich die Nachmittage erwartete, an denen meine Mutter uns etwas vorlas.

Auch Veränderungen in unserem Familienleben übten eine starke Wirkung aus. Es wurde uns drei Kindern nämlich 1877 ein Brüderchen geboren. Ich empfand es als wunderbare Bereicherung, nun neben meinem grossen Bruder noch einen zweiten kleinen zu haben. Aber der kleine Georg wurde uns nach wenigen Monaten wieder genommen und ruht auf dem schönen Greenwood Cemetary in amerikanischer Erde. Der Tod und die Totenfeier haben auf mich einen sehr nachhaltigen Einfluss ausgeübt. Ich weiss noch, welche jubelnde Freude es dann in mir hervorrief, als meine Mutter mir nach einiger Zeit zum Trost in strengem Geheimnis mitteilte, dass ich vielleicht wieder ein Brüderchen bekommen würde. Es war zwar nicht ein Brüderchen, sondern ein Schwesterchen (*Emmy*); es hat aber den leer gewordenen Platz in meinem Herzen aufs Wohltätigste ausgefüllt.

Meine Gedanken wurden etwa zur selben Zeit durch ein weiteres Erlebnis sehr beschäftigt. Als die aus Hamburg stammende Frau von Carl Schurz schwer erkrankte, kam der älteste Sohn für einige Zeit in unser Haus und bei uns erfuhr er auch den Tod seiner Mutter. Das Gesetz des Werdens und Vergehens, machte sich so zweimal kurz nacheinander in meinem Gesichtskreis erschütternd geltend. Kaum minder wirkte ein drittes Erlebnis. Als der Sohn von Schurz bei uns im Hause war, entdeckte er

und wir mit ihm im kindlichen Spiel, dass er auf einem Auge Blind war, und er wurde über diese Entdeckung sehr nachdenklich und wir wurden es mit ihm.

Anfangs spielte sich unser Leben fast ganz im Kreise der Familie ab. In der grossen fremden Stadt, in der es an Verwandtschaft und Bekanntschaft fehlte, war das viel stärker der Fall, als in der Heimat. Nur langsam wurde das anders. Die Schule hat wenig dazu beigetragen; aber im Sommer gab es keine Schule. Im heissen Sommer – New York liegt etwa auf dem Breitengrad von Neapel – musste man die dumpfe Grosstadt einige Woche verlassen. Vom ersten Sommeraufenthalt in Summit weiss ich nur, dass mein Bruder dort von mir sehr bewunderte kindliche Versuche in Gartenarchitektur machte und dabei mit zerstörenden Mächten in einen Konflikt geriet, und dass ich zum ersten Mal eine Schlange erlegte, was mich mit dem Stolz eines Drachentöters erfüllte. Sonst liegen dies Wochen des ersten nordamerikanischen Sommeraufenthalts in einem merkwürdigen Nebel, was sich vielleicht dadurch erklärt, dass ihnen ein grosses Erlebnis folgte. Meine Eltern besuchten nämlich die Weltausstellung in Philadelphia – die erste auf amerikanischem Boden – die zur Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten veranstaltet wurde, und nahmen uns Söhne mit. Mein Vater wollte uns dieses Ereignis erleben lassen und meine Mutter fürchtete wahrscheinlich, dass wir Unfug anstiften würden, wenn wir in New York zurückblieben. Mein Vater hat insofern erreicht, was er wollte, als ich diesen ersten Weltausstellungsbesuch immer als eine Merkwürdigkeit in meinem Leben betrachtet habe; ich kann aber nicht sagen, dass sie in meiner Erinnerung, von einigen auffälligen Äusserlichkeiten abgesehen, einen bevorzugten Platz einnimmt. Aus dem allzu grossen Kuchen solcher Ausstellung sich Rosinen herauszupicken, ist eine schwierige Kunst. Ein Kind übt sie noch insofern, als es sich instinktiv das heraussucht, was einen Spielzeugcharakter hat, wie die Modelle von Schiffen und Eisenbahnwagen. Der Besuch, den mein Vater mit mir in der „independence Hall“ gemacht hat, in der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten am 4. Juli 1776 erklärt wurde, hat einen stärkeren Eindruck als die ganze „Centennial Exhibition“ hinterlassen. Das kann kaum am unscheinbaren Gebäude, das ich später wiedergesehen habe, liegen, sondern nur an dem, was mein Vater mir bei dieser Gelegenheit erzählt hat von der Unabhängigkeitserklärung, insbesondere von den von Gott allen Menschen verliehenen „unveräusserlichen Rechten auf Leben, Freiheit und Streben nach Glück“. Lange konnte ich mir unter „Freiheit“ wenig vorstellen, aber schon damals hat das „Streben nach Glück“ mir grossen Eindruck gemacht, und oft habe ich später an dieses „unveräusserliche Recht“ denken müssen.

Im nächsten Sommer fuhren wir nach Cornwall am Hudson. Drei deutsche Familien hatten sich zusammen getan und dort ein grosses Haus gemietet, das sie selbst bewirtschafteten. Mein Vater und die anderen Herren kamen zum Wochenende, was regelmässig durch den Besuch des „Deer Hill“ genannten Hügels gefeiert wurde, von dem man den stattlichen Hudson stromauf und stromab überblicken und herrliche Sonnenuntergänge bewundern konnte. Dort wurden deutsche Lieder in mehrstimmigem Chor gesungen.

An der Spitze der „Commune“ stand das Haupt der Familie Pagenstecher. Albrecht Pagenstecher, ein ebenso guter Deutscher wie aufbauernder Geschäftsmann; er hat in der Fabrikation von Zeitungspapier in den Vereinigten Staaten eine Rolle gespielt. In ihm gewannen mein Bruder und ich einen väterlichen Freund. In der zweiten Familie, der Familie Wendt, deren Haupt ein Seideneinfuhrgeschäft hatte, waren zwei Söhne etwas älter als wir, und sie sind es, die dem Sommer-Aufenthalt am

Hudson-Strom einen Vorzugsplatz in meinen Jugenderinnerungen gesichert haben; denn durch sie lernte ich zum ersten Mal richtige Freundschaft kennen. Sie blieb lange ohne Konkurrenz und hat den Fortzug von New York überdauert. Die Grundlage dieser Freundschaft wurde durch den gemeinsamen Bau einer wundervollen Burg geschaffen, die hoch oben in einem stattlichen Baum einen Ausguck hatte; auch Schlangenjagd und Krocketspiel haben mitgewirkt. Aber erst in New York gewann die Freundschaft volle Eigenart. Die Brüder Wendt hatten nämlich eine Laubsäge und eine kleine Druckerpresse, die sie zur Anfertigung von Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken verwandten. Das machte auf meinen Bruder und mich starken Eindruck, was auch auf dem Zettel unserer Weihnachtswünsche mit einseitiger Wucht zum Ausdruck kam. Und der Weihnachtsmann erfüllte unsere Wünsche.

Damit erhielt unser Leben einen neuen Inhalt. Laubsäge wie Druckereibetrieb trugen anfänglich einen handwerklichen Charakter, aber bald wurden sie von neuzeitlichen Expansionsdrang gepackt. Haupttriebkraft war das Streben, die Weihnachtsgeschenke für die Eltern von den Konjunkturen des Weihnachtmarktes frei zu machen und immer stattlicher herzurichten. Dieses ehrgeizige Streben stellte an Druckerei und Sägerei immer grössere Anforderungen, zumal da es als Ehrenpunkt betrachtet und als solcher allgemein anerkannt wurde, ihnen ohne fremde Hilfe, ausschliesslich aus eigener Kraft zu entsprechen. Das war nur dadurch möglich, dass die Druckerei zu dem entwickelt wurde, was man in Deutschland „Akzidenzdruckerei“ zu nennen pflegt, während die Laubsägerei in der Form der Heimarbeit stecken blieb, allerdings auf diesem Boden ehrgeizige Ziele verfolgte. Amerikanischer Unternehmungssinn und deutscher Familiensinn verschmolzen sich zu dem Gebilde, das den Namen trug: „Schumacher Brothers, Book and Job Printers“. Mein Bruder hat die denkwürdige Geschichte des Aufschwungs dieser Firma geschildert. Ich will das im Einzelnen nicht wiederholen. Das kindliche Spiel hatte seinen Charakter verändert. Es war nicht mehr Selbstzweck. Mit ihm verband sich ein Streben über die eigene Person hinaus.

Dieses geschäftliche Spiel hat uns Brüder noch enger als bisher miteinander verbunden. An die Stelle eines Streits um Spielsachen trat eine Interessengemeinschaft. Das immer neue gemeinsame Beraten und Planen, dessen Wichtigkeit tief empfunden wurde, liess Streit nicht aufkommen. Zugleich entwickelte sich teils aus dem Altersunterschied, noch mehr aus der Verschiedenheit der Begabung eine natürliche Arbeitsteilung. Das mehr Künstlerische der Laubsägearbeit fiel meinem Bruder zu, der Aufbau der Kundschaft in der Druckerei und ihre Pflege waren in erster Linie meine Sache. Die nötigen Geschäftsreisen in die Stadt wurden teils von beiden Firmeninhabern gemeinsam, teils vom Seniorchef unternommen. Sie waren es, die uns mit New York gut vertraut werden liessen und zwar mit der Geschäftsstadt noch mehr als mit der Wohnstadt; sie machten die amerikanische Geschäftssprache zum Hauptteil meiner englischen Sprachkenntnisse und erzogen vor Allem zur Selbständigkeit. So verband sich auch mit einem Heimatgefühl, das jedenfalls nicht schwächer als in der Heimat selbst war, unmerklich eine internationale Erweiterung des Gesichtskreises, die freilich einstweilen nicht mehr als Möglichkeiten in sich schloss.

Die emsige Tätigkeit der Brüder Schumacher wurde durch einen Heimat-Besuch unterbrochen. Mein Vater konnte sein Amt nicht lange im Stich lassen; aber für die Familie wurde ein Aufenthalt in Bremen verlängert, teils aus Gesundheitsgründen, vor Allem wohl, damit wir beiden Jungen mit einer deutschen Schule einmal etwas vertraut wurden. Ich kam in die Quinta des Gymnasiums und mein

Bruder in die Vorschule. Wir beide hatten das Glück, besonders nette Klassenlehrer zu bekommen, die sich in freundlicher Weise der amerikanischen Aussenseiter annahmen. Trotzdem habe ich das Gefühl, dass ich in Können und Wissen hinter den Klassengenossen zurückstand, nie überwunden, während mein Bruder voll und freudig in seiner Klasse aufging. Er lernte spielend allerhand Grundlagen, deren Kenntnis ich damals und auch noch später schmerzlich vermisste. Die Wackeligkeit der Grundlagen ist schwer zu überwinden, während blosses Hinzulernen sich leicht machen lässt. Und doch war das Experiment richtig und nützlich. Meine Eltern wie wir Brüder sahen einmal, wie wir uns mit unserer unsystematischen Ausbildung neben unseren deutschen Altersgenossen ausnahmen; und siehe, es ging, nicht immer glänzend, aber doch dem Durchschnitt voll entsprechend. Auch wurden wir durch diese kleine Zwischenrolle vor allzu starker Amerikanisierung bewahrt. Heimatland und Heimatstadt sind erst durch dieses halbe Schuljahr in Bremen für uns lebendig geworden. Das war sicher der Hauptzweck, den mein Vater mit seiner opfervollen Trennung von seiner Familie erstrebt hatte.

Bei unserer Rückkehr nach New York zogen wir in die 61. Strasse. So schön die Zeit in der 49. Strasse war, so wenig erfreulich war die neue Wohnung. Wir mussten uns wohl alle an New York, sein Klima und seine Lebensart wieder gewöhnen. Auch etwas Heimweh ist wohl mit im Spiel gewesen. Vor Allem aber begann die Zeit der Krankheiten; insbesondere von Diphtheritis wurden wir mehrfach heimgesucht. Es war für meine Eltern eine schwere Zeit; in sie fiel auch die Geburt meiner dritten Schwester(*Conny*).

In meiner Entwicklung haben diese Krankheiten aber, wie mir scheint, eine Rolle gespielt. Ich bekam nämlich in der Zeit meines Krankseins und meiner Genesung nicht nur eine besondere körperliche, sondern auch eine besondere geistige Nahrung. Während der Krankheit selbst erhielt ich allerhand, das nicht anstrenge und doch ablenkte: nicht Bücher zum lesen, sondern Bilder zum besehen. Darunter waren vor Allem die reich illustrierten Hefte des Sammelwerkes „Picturesque Amerika or the land we live in“. Die Bilder, insbesondere von den Rocky Mountains und von Kalifornien, riefen ein grenzenloses Erstaunen bei mir hervor. Ich hatte gar nicht geglaubt, dass es so viel Schönes und Merkwürdiges gäbe. Von der Schweiz hatte ich noch nie Bilder gesehen. Wie beneidenswert schien es mir, solche Gegenden aufzusuchen. Zum ersten Mal gewann ich von Nordamerika eine Vorstellung. Wenn ich das überdenke, scheint es mir nicht richtig zu sein, den erdkundlichen Unterricht im Wesentlichen auf Karten aufzubauen. Sie vermitteln keine Anschauung, und diese ist nötig zur Erweckung eines tieferen Interesses. Wenigstens ist das bei mir der Fall gewesen.

Als das Fieber vorüber war, bekam ich auch Bücher zu lesen. Die ersten Aufregungen und Wonnen des Lesens habe ich im Krankenbett durchgekostet; hierfür war es gut, dass ich die Landschaftsbilder vorher gesehen hatte; meine Phantasie arbeitete besser auf solcher Grundlage. Mit den schönen Erinnerungen verbinden sich jedoch auch unerfreuliche. Als ich mit Büchern wie Lederstrumpf und Sigismund Rüstig fertig war, bekam ich andere Geschichten, die in Grausamkeiten schwelgten und mir zeitweise die Freude am Lesen geradezu verdarben.

Die Krankheiten erhielten auch noch ein besonderes Nachspiel. So lange wir das Bett hüten mussten, war unsere Beschäftigung leicht. Wenn wir aufstehen durften, war sie schwieriger. Dafür hatte aber unser guter Vater vorgesorgt. Er hatte sich beim deutschen Buchhändler in New York allerhand alte

Bestände von deutschen und amerikanischen illustrierten Zeitschriften besorgt und dazu die Bücher in Grossfolio-Format, wie sie in Geschäften gebraucht wurden. Wir sollten die Zeitschriften durchsehen, die Bilder in ihnen, die uns interessierten und gefielen, ausscheiden und möglichst hübsch in das grosse Buch einkleben. Wenn das gut gemacht würde, sollte das Buch – es wurden drei sehr dicke Bände – zu Gunsten des von meinem Vater so sehr geliebten und gerade von einer Überschwemmung heimgesuchten Bremer Bürgerparks verlost werden. Das war eine herrliche Aufgabe für uns Jungens. Am fruchtbarsten war für uns die Durchsicht der Zeitschriften. Sie machte uns mit dem Geschehen der letzten Jahre bekannt. Zu manchem Bild – es waren regelmässig Holzschnitte, - lasen wir auch den zugehörigen Artikel und über manchem haben wir, auf dem Boden liegend, lange Erörterungen miteinander gepflogen. Dann kam das Gruppieren der verschiedenen Bilder auf den Seiten und Doppelseiten des grossen Buches; bei dieser Arbeit wird mein Bruder bestimmend gewesen sein. Die Produktion war aber nur die eine Seite des ganzen Unternehmens; es musste auch für den Absatz gesorgt werden. Zu diesem Zweck zog ich mit einem der Bücher zu den Leuten, von denen wir glaubten, dass sie für das „Allerweltsbilderbuch“ oder den Bremer Bürgerpark Interesse hätten. Mehr als tausend Lose zu einer Mark wurden abgesetzt und der entsprechende Betrag – 1260 Mark – an die Verwaltung des Bürgerparks abgeführt. Leider habe ich die drei Bände nie wieder gesehen. Manche Erinnerungen wären dabei wieder aufgeweckt worden.

Dieses Unternehmen reicht schon hinüber in einen weiteren Abschnitt unseres New Yorker Lebens. In der 61. Strasse hatten wir die unerfreulichen Seiten einer amerikanischen Grosstadt kennen gelernt. Es kommt mir sogar vor, als seien sie damals auf einem Höhepunkt ihrer Entwicklung gewesen. Denn auch die Amerikaner begannen in stadtferne Gebiete zu flüchten, die Hochbahn und die Eisenbahn neu erschlossen. Viel stärker als auf sie war die Wirkung auf Fremde. Wir flüchteten nach Staaten Island, von wo mein Vater das General-Konsulat mit der Dampffähre fast ebenso schnell wie von der 61. Strasse und angenehmer erreichen konnte. Wir zogen dort in ein Landhaus auf Grymes Hill, wo wir den grossen New Yorker Hafen mit seiner schmalen, auf beiden Seiten befestigten Einfahrt zwischen Staaten Island und Long Island, auf dem Brooklyn liegt, überblicken konnte. Dort gewannen wir ein Gefühl der Anhänglichkeit, das dem Heimatgefühl nahe kommt. Wenn ich an die Kinderjahre in New York denke, so denke ich in erster Linie an Eskens Place – so hiess unser Haus – und seinen Garten. Ich habe, bis ich als Familienvater auf dem Berliner Fichteberg Hausbesitzer wurde, in keinem Haus gewohnt, das mir in der Erinnerung so wert ist wie dieses.

Staaten Island war uns nicht unbekannt. Zweimal waren wir einen Sommer hier gewesen. Das erste Mal ist die einzige agrarische Periode, die ich in meinem Leben aufzuweisen habe. Mein Bruder und ich hatten ein kleines Landstück bekommen, das wir selbständig zu bewirtschaften hatten. Die Dungbeschaffung wurde uns durch die Strasse, über die manche Kühe getrieben wurden, sehr erleichtert; und die Spezialisierung auf Radieschen und Tomaten erwies sich als vorteilhaft; an Tomaten hatten wir eine erstaunliche Ernte und zwar zu einer Zeit, als in Deutschland ihr Name noch kaum bekannt war. Auch in der Bekämpfung der Kartoffelkäfer-Schwärme, für die Preise ausgesetzt waren, gewannen wir stattliche Erfolge.

Abends brachte mein Vater oft Herren mit, die auf der Durchreise in New York waren. Wir Söhne waren beim Abendessen manchmal dabei. So sahen wir den deutschen Gesandten Kurt v.

Schlözer, der als grosser Feinschmecker bei meiner Mutter etwas gefürchtet war, aber immer lustige Geschichten zu erzählen hatte. Er war in der Erscheinung und Art des Redens ganz anders als deutsche Gesandte, die ich später kennen lernte. Er sah eher wie ein unverheirateter deutscher Professor aus, war anfangs auch in den Spuren seines Grossvaters, des Göttinger Professors der Geschichtswissenschaft, gewandert, trat dann aber, ohne ein juristisches Examen abgelegt zu haben, durch seinen Schwager Ernst Curtius an die Prinzessin Augusta empfohlen, in den diplomatischen Dienst und wurde Vertrauter Bismarcks. Unter den vielen übrigen Besuchern ist mir besonders noch in Erinnerung der sächsische Eisenbahndirektor Max Maria v. Weber. Er interessierte uns schon als Sohn des bekannten Komponisten, und sollte für mich persönlich noch einige Bedeutung gewinnen. Er kam zusammen mit einem Herrn van den Wyngaert, mit dem ich später, als er Direktor des Verbandes der deutschen Mühleninteressenten war, mancherlei in Verbindung mit meinen Studien über den Getreidehandel zu tun hatte. Auch ein Herr des Auswärtigen Amtes, der von Yokohama nach Alexandria versetzt war, ist mir in Erinnerung. Seinen Erzählungen von Japan lauschte ich mit besonderem Interesse, und ich weiss noch, dass mein Vater sagte, nach Japan möchte er auch versetzt werden, und dass ich dem innerlich sehr zustimmte. Dieser Besuch gewann mein Herz dann noch besonders dadurch, dass er mir von Alexandria aus eine Menge ägyptischer Marken schickte, was damals wohl der sicherste Weg zu meinem Herzen war. Es ist greuliche Undankbarkeit, dass mir sein Name entfallen ist.

Diese Besuche, von denen ich nur wenige aufgeführt habe, verteilten sich auf mehrere Sommer. Einen verbrachten wir, schon ehe wir ganz nach Eakens-Place übersiedelten, auf Grymes Hill in unmittelbarer Nähe des der Familie Wendt gehörigen Sommerhauses. Auch hier wurde die Freundschaft mit den Söhnen fruchtbar. Sie hatten nämlich ein treffliches Fernrohr und hatten sich mit ihm eine Kenntnis der Schiffe aller grossen Dampferlinien erworben; auch waren sie mit vielen amerikanischen Spielen vertraut. Das bisherige brüderliche Duett erweiterte sich in Staaten Island zu einem deutsch-amerikanischen Quartett.

Auf Eakens-Place bekam unser Leben aber auch eine etwas ernstere Seite. Wir hatten seit der 49. Strasse keinen amerikanischen Schulunterricht mehr gehabt. Wir kamen in Staaten Island zwar auch nicht zur Schule, solche Möglichkeit gab es dort nicht. Aber wir bekamen geregelten Privatunterricht. Unser Lehrer war ein Deutscher, aber es wurde doch Latein – Englisch getrieben und daneben Rechnen und Mathematik. Auf Staaten Island habe ich den Pythagoräischen Lehrsatz gelernt und ihn sehr bewundert. Aber nicht alles wurde so dankbar aufgenommen. Wir waren sehr skeptische Schüler und haben unseren Lehrer mit unseren Fragen und Zweifeln das Leben nicht leicht gemacht. Trotzdem hat er mich später, als ich in Bonn Professor war, einmal aufgesucht, und es war mir eine Freude, dass sein Neffe bei mir promovierte und für eine grosse amerikanische Gesellschaft der Vertreter in Deutschland wurde.

Auch jetzt war das, was ich ausserhalb des Unterrichts lernte, wertvoller als dieser. Das lässt sich vollständig nicht beschreiben, aber ein paar Einzelheiten möchte ich hervorheben. Voran steht das grossartige Bild des New Yorker Hafens, in dem Fäden aus aller Welt zusammenlaufen. Es wurde uns Kindern genauer als Erwachsenen bekannt. Nichts Ungewöhnliches entging unserer Aufmerksamkeit. Jeder neue grosse Dampfer war freudiger Begrüssung gewiss und verspätet angekommen oder abfahrenden wurde unsere Kritik nicht erspart. Ich möchte glauben, dass Jeder, der einen grossen

Seehafen so genau kennen gelernt hat, die Welt etwas anders ansieht, als Jemand, der nur den Gesichtskreis eines Binnenländers hat.

Das war für uns von umso grösserer Bedeutung, als sich mit der allgemeinen Bewunderung Stolz auf das deutsche Vaterland verband. In dieser Zeit – 1881 – kam nämlich in New York der erste Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd, die „Elbe“, an. Sie war zwar noch in Glasgow auf der Werft von Elder & Co. gebaut worden; aber ein so grosses und schönes Schiff mit zwei Schornsteinen und vier kurzen Pfahlmasten war noch nicht unter deutscher Flagge in den Hafen von New York eingelaufen. Kapitän Leist, der den Bau überwacht hatte, hatte sich auch das Kommando auf der ersten Fahrt der „Elbe“ nicht nehmen lassen. Wir Kinder hatten für ihn eine schwärmerische Verehrung, hatten wir doch schon zwei Reisen unter seiner trefflichen Leitung erlebt; er war Kapitän des Dampfers „Bremen“ des ersten Schiffes der Norddeutschen Lloyd 1857 über den Ozean gesandt hatte, und – was einen noch mehr interessierte – Kapitän der „Mosel“ gewesen, als auf sie kurz nach unserer Überfahrt nach New York das „Thomassche Dynamitattentat“ gemacht wurde, das von den vielen damaligen Unglücksfällen in der Ozeanschiffahrt das schaurigste war. Kapitän Leist war damals wie durch ein Wunder gerettet worden. Er hatte seitdem für uns Kinder eine Art Märtyrerkrone. Bei der ersten Ankunft der „Elbe“ in New York wurden meine Eltern eingeladen und sie nahmen uns Söhne und meine älteste Schwester mit. Erst wurde das Schiff, auf dessen elektrische Beleuchtung der Kapitän besonders stolz war, besichtigt und dann habe ich zum ersten Mal Champagner kennen gelernt. Beides zusammen erzeugte eine gehobene Stimmung, wie ich sie noch nicht kannte. Dass die „Elbe“ nur der Anfang einer grossen Entwicklung bildete, die sich bald auch auf deutschen Werften weiter vollziehen sollte, ahnte damals wohl noch niemand.

Während wir in der Schifffahrt gut Bescheid wussten, war das mit der Eisenbahn – von der New Yorker Hochbahn abgesehen – nicht der Fall. Ausser zum Besuch der Weltausstellung haben wir eine Eisenbahnfahrt, so viel ich mich erinnere, überhaupt nicht gemacht. Im Lande Fultons hatten wir die Binnenschifffahrt besser als die Eisenbahn kennen gelernt. Diese erschien uns fast als blosses Anhängsel zur Seeschifffahrt, was sie ja auch in Amerika ursprünglich war. Auch der erste amerikanische Eisenbahnkönig Cornelius Vanderbilt war ursprünglich Kapitän in Staaten Island gewesen.

Doch diese schiefe Ansicht wollte bald eine Korrektur erfahren. Max Maria v. Weber schenkte mir nämlich im Anschluss an seinen Besuch in unserem Haus sein Buch „Vom rollenden Flügelrade“. Ich habe es in grösster Spannung gelesen. Kein anderes hat damals meinen Gesichtskreis in solchem Masse geweitet. Zeitweise verdrängte die Eisenbahn, obwohl ich sie eigentlich nur aus dem Buche kannte, sogar die Seeschifffahrt aus meinem Interesse. Denn diese Buchweisheit erweiterte mein Verständnis auch sonst. Mein Vater hatte in mein Schlafzimmer eine grosse Wandkarte von Deutschland gehängt. Ich hatte sie mir oft angesehen, aber zu meinem Leidwesen mit geringem Nutzen. Ich konnte meinem Gedächtnis die Lage der deutschen Städte zu einander nicht einprägen. Da kam mir der Baedeker von Deutschland mit seinen Eisenbahnkarten in die Hand und mit einem Schlage kam in den Haufen von deutschen Städtenamen System und Ordnung hinein. Auch was Baedeker über die einzelnen Städte sagte, interessierte mich, aber genügte nicht meiner Wissbegier. Geschichtliches war mehr darin, als ich zu fassen vermochte; aber über die Bedeutung in der Gegenwart konnte ich wenig darin finden. Das beschäftigte mich sehr. Die beiden Chefs von Schumacher Brothers traten sogar in Beratungen, ob sie

diesen Mangel nicht durch den Druck loser Ergänzungsblätter ein wenig abhelfen könnten. Wir überzeugten uns nur ungern davon, dass das die Leistungsfähigkeit unseres Betriebes überstieg.

Bei dieser Selbsterkenntnis wirkte mit, dass wir damals den vielleicht leistungsfähigsten Druckereibetrieb in New York – von Zeitungen abgesehen – kennen lernten. Wir durften nämlich die grosse Buch- und Zeitschriftendruckerei von Harper Brothers besuchen. Diese erste Besichtigung eines Grossbetriebes hat mir tiefen Eindruck gemacht. Nicht nur verstand ich als erfahrener Buchdrucker ohne Weiteres die Maschinen. Auch das wirkte mit, dass die Druckerei Reinlichkeit und Helligkeit erfordert. Ich konnte die Grossartigkeit der Anlage ohne Beeinträchtigung auf mich wirken lassen. Der Besuch der Maschinenhalle der Weltausstellung in Philadelphia hatte in mir eine Art Abneigung gegen Maschinen hervorgerufen. Dieser Eindruck war ins Gegenteil verwandelt. Ähnliches wird mein Vater wahrscheinlich auch erstrebt haben.

Wie der Besuch bei Harper Brothers zeigt, bedeutete der Aufenthalt in Staaten Island keineswegs eine Entfremdung New Yorks gegenüber. Auch für uns Söhne war der Geschäftsteil der Stadt leichter zu erreichen, als von der 61. Strasse aus. Das Generalkonsulat lag sogar in unmittelbarer Nähe des Anlegeplatzes der Dampffähre. Das vornehme Haus an der damals noch fast altertümlich anheimelnden „Battery“ gehörte der Firma Oelrichs und Co., deren damaliger Leiter Gustav Schwab war, der Sohn des deutschen Dichters und einst Konsul der freien Hansestadt Bremen.

Als mein Vater sein neues Amt antrat, war nach dem vom Reich übernommenen und bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts in Kraft gebliebenen Gesetz des Norddeutschen Bundes seine Hauptaufgabe, „staatliche Schutzmittel zugunsten der im Ausland lebenden Staatsangehörigen und der Handelsmarine zu gewähren“.

Bei der grössten deutschen Einwanderungswelle im Jahre 1848 hatte der Wunsch, aus Deutschland herauszukommen, vorangestanden; jetzt war die Anziehungskraft der „Neuen Welt“ in erster Reihe wirksam. Sie war lange durch den amerikanischen Bürgerkrieg ausgeschaltet gewesen. Erst allmählich erholte man sich von seinen hemmenden Folgen und Lasten. Am deutlichsten kam das im Geldwesen zum Ausdruck. Ich erinnere mich genau, wie sehr sich mein Vater freute, als das schmutzige Papiergeld der sogenannten „Greenbacks“, das die amerikanische Wirtschaft in Verruf gebracht hatte, endlich beseitigt wurde, und wie ich mich damals vergeblich mit dem „Rätseln“ des Geldes abquälte. Die endlich erfolgte Befreiung des Dollars von seinen grossen Mängeln beseitigte eine Fülle von Hemmnissen, die den Aufschwung bisher zurückgehalten hatten. Wir erlebten in New York mit der Erleichterung der Meeresfahrt und gleichzeitig die Erschliessung der fruchtbaren Ebene im nordamerikanischen Westen durch die Eisenbahn. Durch sie erfuhr die Einwanderung damals ihren grossen Aufschwung. Damit gewann der Generalkonsul in New York eine Stellung, die unter erschwerten Bedingungen derjenigen eines Kolonialdirektors vergleichbar war. Als dann im Laufe weniger Jahre die Prärie immer mehr in Getreidefelder verwandelt wurde, wuchsen damit noch Aufgaben ganz neuer Art heran. Bisher war die Aufmerksamkeit, neben der Einwanderung, auf die Einfuhr deutscher Erzeugnisse gerichtet gewesen. Jetzt kam zu dem Einfuhrproblem ein sehr viel gewichtigeres Ausfuhrproblem hinzu. Das von den deutschen und anderen Einwanderern erzeugte Getreide konnte zu Preisen geliefert werden, die weit unter denen in Westeuropa lagen. Das hatte eine weittragende Folge. Bisher wurde die

Aufnahmefähigkeit der Wohnfläche in europäischen Ländern durch die eigene Erzeugung von Nahrungsmitteln bestimmt; jetzt wurden Nahrungsmittel, die auf fremdem Boden hervorgebracht und durch Tausch erworben wurden, immer mehr bestimmend. Die problemlose „Aera des direkten Nahrungsspielraums“ wurde mehr und mehr durch die problemreiche „Aera des indirekten Nahrungsspielraums“ abgelöst. Zu den herkömmlichen Aufgaben des Schutzes deutscher Landesangehöriger kamen damit handelspolitische Aufgaben hinzu, zu deren Erfassung und Beurteilung die nötigen Einsichten sich nur einerseits in der Heimat und andererseits im noch wenig zugänglichen nordamerikanischen „Westen“ gewinnen liessen. Beides war damals nicht sogleich möglich.

Die Wandlung im deutschen Wirtschaftsleben gewann auch politisch grosse Bedeutung. Solange die exportierende deutsche Landwirtschaft, wie Handel freihändlerisch eingestellt war, war die junge deutsche Industrie nicht stark genug im Reiche für eine ihren Bedürfnissen entsprechende Schutzzollpolitik erfolgreich einzutreten, wie sie der Zollverein zur Durchführung gebraucht hätte. Erst als auch die Landwirtschaft um ihre Rentabilität besorgt wurde, wurde sie bündnisreif für die Industrie. Diese Wandlung benutzte Bismarck, um von den vorzugsweise im Handel verwuzelten Liberalen zu den überwiegend in Landwirtschaft und Industrie wurzelnden, ihm auch persönlich näherstehenden Konservativen überzugehen.

Für viele in Deutschland war es schwierig, diese Entwicklung in ihren Gründen und Wirkungen zu erfassen; man hielt jede Änderung an dem in zentralistisch-liberaler Stimmung 1871 Geschaffenen fast für Verrat und verkannte, dass der politischen Zusammenschweissung der deutschen Lande auch eine wirtschaftliche zu folgen hatte. Für Bremen galt das besonders. Denn hier stand nicht nur weniger noch als im Reich dem Handel, in dem die Einfuhr bestimmend war ein anderes wirtschaftliches Interesse von Gewicht gegenüber, sondern waren auch Staat und Kaufmannschaft so eng verkettet, dass zwischen ihnen ein Gegensatz nicht aufkommen konnte. Als Syndikus der Bremer Handelskammer hatte mein Vater die Stellungnahme seiner Heimatstadt überzeugungsvoll vertreten; da im deutschen Reichstag sich territoriale Interessen in parteipolitische Gegensätze umsetzten, erschien ihm als bedauerliches Parteigezänk, was tatsächliche Wandlungen zum Ausdruck brachte.

In dieser Lage erhielt mein Vater die Anfrage, ob er alter Tradition meiner Familie entsprechend Senator seiner Vaterstadt werden wolle. Ich erinnere mich noch lebhaft der eingehenden Erörterungen, die diese auch mich bunruhigende Frage zwischen meinen Eltern hervorrief. Sie endeten damit, dass mein Vater es als seine Pflicht empfand, im Hinblick auf die neuen schwierigen Aufgaben seinen Posten nicht zu verlassen. Dieser Entschluss ist, soweit ich feststellen kann, gefasst worden, noch ehe mit Rücksicht auf die politische Lage der langjährige Leiter des Auswärtigen Amtes v. Bülow, und ein grosser Teil seiner Mitarbeiter abgesetzt worden sind. Der Gesandte v. Raschdau, der die Veränderungen aus nächster Nähe beobachten konnte, spricht von „herrschendem Strebertum“, von „fortärgern“ und „vertreiben der anständigen Beamenschaft“. Erst allmählich konnte man als Beamter im Ausland erkennen, was diese Veränderungen bedeuteten. So wurde eine Krise unvermeidlich.

Der Aufenthalt in New York fand 1882 ein Ende. Mein Vater wurde als Ministerresident nach Lima versetzt. Dort spielten die Gegensätze, die sich in der Handelspolitik heausgebildet hatten keine grosse Rolle; es waren aber durch den Krieg Chiles mit Peru und Bolivien allerlei schwierige Aufgaben

entstanden. Veranlassung zu diesem Krieg hatte die Rivalität zwischen Chile und Peru gegeben. Beide beanspruchten die „erste Macht des Südpazifik“ zu sein. Peru hatte durch seinen gewinnreichen Guanohandel einen Vorsprung gewonnen. Lima nannte sich stolz das „Paris des Südens“. Chile aber hatte im Stillen festgestellt, dass sich in den wüstenartigen Gebieten im Hinterland der peruanischen Hafenstadt Arica und das bolivianischen Antofagasta grosse ungehobene Schätze befanden, nämlich Salpeterlagen, wie es sie sonst nirgends gab. Um sie ging der Krieg; sie sollten das Sprungbrett sein, Peru und Lima zu überflügeln. Der Krieg war siegreich für Chile verlaufen. Anfang 1881 war Lima und seine Hafenstadt Callao unter schweren Verwüstungen besetzt worden. Der Friedensvertrag mit Peru war aber noch nicht geschlossen worden; er kam erst 1884 und der mit Bolivien sogar noch viele Jahre später zustande. Angesichts dieser Lage war eine energische Vertretung der bedrohten deutschen Interessen wichtig und schwierig. Der gewinnreiche Handel in Guano und Salpeter hatte zum grossen Teil in deutschen und zwar Bremer Händen gelegen; er hatte einen harten Stoss bekommen. In Lima galt es zu retten, nicht aufzubauen.

Die oberen Schichten der Deutschen in New York veranstalteten für meinen Vater eine grosse Abschiedsfeier. Karl Schurz hielt die Hauptrede. Er schloss mit den Worten: „Ich weiss aus eigener Anschauung und Erfahrung, dass es dem Berliner Auswärtigen Amt schwerfallen wird, einen besseren Mann an die schwierige, eine grosse Resignation und viele Opfer verlangende Stelle in New York zu setzen. Möge Doktor Schumachers Nachfolger die höchsten Anforderungen an sich selber richten, um seinem Vorgänger zu entsprechen. Die deutschen Konsulatsgeschäfte haben hier in den Händen eines Mannes gelegen, der die selben von Grund auf verstand und rasch erledigte. Unser scheidender Freund hat nichts von der Zugeknöpftheit oder Ängstlichkeit vieler deutscher Beamten. Wer immer zu ihm kam, hat sittlichen Rat und hilfreiche Hand gefunden, sei es der Fachmann, der unser Land bereiste, sei es der Neuling, der nicht aus und ein wusste, sei es der Gelehrte, der Studien machen wollte, sei es der Offizier oder Student, den Schulden hierhertrieben. Schumacher hat nie bloss als Beamter gehandelt, immer auch als Mensch, sowohl für seine heimischen Landsleute als auch für die hiesigen Deutschen. Ein wahrer Deutscher Mann, hat er namentlich in Einwanderungssachen gewirkt, und gar manche deutsche Familie, die jetzt in einer Blockhütte des Westens sitzt, gedenkt seiner in nie endender Dankbarkeit. Auch wir wollen seiner nicht vergessen!“.

Der Druck der Rede von Karl Schurz und der Erwiderung meines Vaters in einem die Abschiedsfeier beschreibenden kleinen Buch war die letzte Leistung von „Schumacher Brothers“.